

Predigt am Vorletzten Sonntag des Kirchenjahres, 13. November 2022, Lukas 18,1-8

1 Er sagte ihnen aber ein Gleichnis davon, dass man allezeit beten und nicht nachlassen sollte, 2 und sprach: Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott und scheute sich vor keinem Menschen. 3 Es war aber eine Witwe in derselben Stadt, die kam immer wieder zu ihm und sprach: Schaffe mir Recht gegen meinen Widersacher! 4 Und er wollte lange nicht. Danach aber dachte er bei sich selbst: Wenn ich mich schon vor Gott nicht fürchte noch vor keinem Menschen scheue, 5 will ich doch dieser Witwe, weil sie mir so viel Mühe macht, Recht schaffen, damit sie nicht zuletzt komme und mir ins Gesicht schlage. 6 Da sprach der Herr: Hört, was der ungerechte Richter sagt! 7 Sollte Gott nicht auch Recht schaffen seinen Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte er bei ihnen lange warten? 8 Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Kürze. Doch wenn der Menschensohn kommen wird, wird er dann Glauben finden auf Erden?

Also da erzählt Jesus erstmal von einem Richter, über den wir zwei Dinge erfahren:

Das erste ist, er fürchtet sich nicht vor Gott. Das ist zwar deutsch, muss aber trotzdem übersetzt werden.

Furcht ist etwas Anderes als Angst. Ehrfurcht vor Gott kann man sagen, oder Respekt. Es ist auch das Bewusstsein: Ich als Richter werde mich einmal vor einem noch höheren Richter verantworten müssen, und wenn ich dann nicht nach seinen Maßstäben gehandelt habe, dann – gnade mir Gott, denn sonst bin ich verloren. Die Maßstäbe dieses Gottes waren allen, die Jesus hörten, bekannt, sie fanden sich in ihrer Bibel. Und dazu gehörte immer auch, die Mitmenschen anständig behandeln. Mangelnde Gottesfurcht hatte darum das zweite zur Folge: Er scheute sich vor keinem Menschen. Die Menschen sind ihm egal.

Offenbar will Jesus ihn als ausgemachten Unsympathen darstellen.

Aber ich merke, das funktioniert mit dem Abstand von 2000 Jahren nur noch so halb. Und es ist gut, sich das bewusst zu machen. Nicht weil ich mit meinen Widerständen Recht hätte und die Bibel nicht. Sondern weil ich erstmal verstehen muss, was mich hindert, mich darauf einzulassen, um dieses Hindernis dann zu überwinden.

Ich muss nämlich an all die Richter in der Welt denken, die durchaus sich vor dem einen oder andern Menschen scheuen. Die bestechlich sind oder erpressbar, die sich von Drohungen beeindrucken lassen, von Rhetorik oder von Tränen.

An die Staaten wie Russland oder Polen, wo die Regierung auf die Gerichte Druck ausübt. An Staaten, wo diese Menschenfurcht der Gerichte dann noch begründet wird mit ihren religiösen Werten oder Traditionen. Da muss ich sagen: Gott sei Dank für all die Richterinnen und Richter, die weltanschaulich neutral ohne Ansehen der Person einfach nach Aktenlage entscheiden.

Gut, ich sage das aus dem sicheren Abstand von 2000 Jahren, aus einem Land mit Gewaltenteilung, einem Land, dessen Gesetze auf allgemeinen Menschenrechten beruhen. Menschenrechte, die wiederum dem christlichen Glauben entspringen, auch wenn die Kirche selbst einige Jahrhunderte brauchte, um das zu entdecken. Ein Land, in dem niemand völlig rechtlos ist – zumindest laut Aktenlage.

Die Menschen zur Zeit Jesu kannten noch nicht mal diese Möglichkeit. Ihre einzige Chance war, dass ein Richter gottesfürchtig war.

Und unsere Geschwister, die in andern Ländern für ihren Glauben vor Gericht standen oder gleich ohne Prozess ins Gefängnis kamen, oder die hierher geflohen sind und jetzt nur noch beten können, dass das Gericht, vor dem sie ihre Geschichte erzählen, sie glaubt und versteht – die wissen, dass man auch in einem Rechtsstaat ein bisschen rechtloser als andere sein kann.

Rechtlos waren in jener Zeit die schon sprichwörtlichen Witwen und Waisen. Gab es keinen Mann, der sie vor Gericht vertrat, waren sie chancenlos. Gottes Gebote fordern, sich über sie zu erbarmen. Aber das hieß eben auch: Sie waren vom Erbarmen anderer abhängig. Sie konnten kein Recht einklagen.

Auftritt die Witwe, die genau das tut. Die Hörenden wissen, sie geht über das hinaus, was ihr zusteht. Sie wird es auch wissen. Aber was soll sie sonst tun?

In der Kinderbibelwoche haben zwei aus dem Team diese Geschichte vorgespielt. Da musste es natürlich ein bisschen ausgeschmückt werden. Was hat der Widersacher ihr für ein Unrecht getan? Vielleicht ihr Brennholz gestohlen. Und den Richter kümmert das nicht. Und in dem Stück spielten wir das, wie sie jeden Tag ein bisschen näher kommt und aufdringlicher wird. Bis er sich dann doch kümmert. Warum? Weil er Angst hat, dass sie ihm eine runterhaut. Er ist genauso wenig gottesfürchtig wie vorher, die Menschen sind ihm weiterhin egal, aber er ist sich selbst nicht egal, darum will er nicht gern eine Ohrfeige von der Frau bekommen. Also hilft er halt.

Man kann sich gut vorstellen, dass solche Geschichten im Römischen Reich unter der Hand gern weitererzählt wurden. Witze über die Mächtigen, die sich nur um das Volk kümmern, wenn sie Angst um sich selbst haben, am

besten Angst vor einer der Schwächsten in der Gesellschaft – das ist die Art politischer Witz, die in Diktaturen beliebt war. Gut möglich, dass sie bei Jesus an dieser Stelle herzlich gelacht haben, schließlich sprach er ja nicht in einer Kirche.

Nur, wenn Jesus damit nichts weiter hätte sagen wollen als „Dieser eine Richter, kennste kennste kennste...“, dann hätte es die Geschichte wohl kaum in die Bibel geschafft. Was schon um der Geschichte selbst willen schade wäre. Lukas nennt sie darum ein Gleichnis. Eins vom Beten. Also vom Reden mit Gott. Wir müssten also Gott in dieser Geschichte entdecken, und wir müssten uns selbst in ihr entdecken.

Wer sind wir in dieser Geschichte? Ich befürchte, das wechselt. Ich bin oft wie die Witwe, die sich rechtlos und machtlos fühlt und nur noch beten kann, und das Gefühl hat, auch dadurch ändert sich nichts.

Aber genauso oft kann ich mich in dem Richter wiederfinden, den andere um Hilfe bitten, aber – ich bin nicht zuständig. Wir können nicht alle aufnehmen. Wir sind nicht das Sozialamt der Welt. Ich suche mal die Nummer der Diakonie für Sie raus. Lebensmittelgutscheine sind im Tresor, da kommt nur die Sekretärin ran, und privat gebe ich nichts. Wenn ich helfen würde, würde ich ja nur Anreize schaffen, nein nein, das ist mir zu riskant.

Und wer weiß, wie oft ich selbst oder wir als Gesellschaft anderen Unrecht tun, weil wir unser Land zuerst sehen, und sie flehen unseretwegen zu Gott oder zur EU, und wir sind der Widersacher, ohne es merken zu wollen.

Es scheint, bei dieser Geschichte haben wir es selbst in der Hand, wer wir sein wollen: Die, die andern Unrecht tun, die, die nicht helfen wollen, außer, es nützt ihnen selbst, oder die, die nur noch beten können. Alles keine schmeichelhaften Rollen, aber mehr Auswahl bietet die Geschichte nicht, und ich fürchte, das Leben auch nicht. Denn die Rolle derer, die einfach gern hilft, egal, was es ihr bringt, bleibt im Regelfall unbesetzt.

Für Gott hat Jesus hingegen eine Rolle ausgesucht, und die wirft gläubigen Menschen Fragen auf:

Gott als ein Amtsrichter, der zuerst unsympathisch ist und später zur Witzfigur wird? Gott müsste schon sehr uneitel sein, sehr gelassen und humorvoll, um sich auf so einen Vergleich einzulassen.

Gott als ein Helfer, zu dem ein Bedürftiger wochen- ja jahrelang bettelt, und er will einfach nicht helfen? Seien wir ehrlich: das fromme Gewissen mag sich Gott nicht so vorstellen. Aber seien wir noch ehrlicher: alle, die von Gott überhaupt etwas erwarten, erleben es manchmal so. Über Jahre, über Jahrzehnte hinweg liegst du Gott in den Ohren mit einem Anliegen, und es passiert nichts. Oder es wird schlimmer. Und was machst du dann?

Das Schicksal selbst in die Hand nehmen? Oder völlig aufgeben und nicht mehr beten, bringt ja doch nichts?

Menschen, die sich zu Jesus halten, und schwerere Gebetsanliegen haben als wir, kannten und kennen das.

Christenmenschen in den ersten Jahrhunderten, die zwischendurch immer wieder alle Rechte verloren hatten, die in den Kellern, auf Inseln oder im Gefängnis saßen.

Christenmenschen heute im Iran oder den Malediven im Gefängnis. Sie können nur noch beten. Und manchmal scheint sich jahrelang nichts zu ändern. Für die ersten christlichen Generationen jahrhundertlang. Aber sie hörten nicht auf.

Denn sie hatten von einem Gott gehört, dem die Menschen nicht egal sind. Einem Gott, der mit den Menschen zusammen sein will. Nicht weil sie das Recht darauf hätten, sondern weil er sie gern in seiner Nähe hat. Ein Gott, den es alles gekostet hat, mit uns zusammenzusein. Der sich ins Gesicht schlagen ließ, der den Frommen unsympathisch wurde, der sich zum Gespött, zur Witzfigur machen ließ, der jedes Gerichtsurteil selber trug. Er scheute sich vor keinem Menschen, sondern lieferte sich ihnen aus. Gab sein Leben, um uns aus dem ewigen Tod zu reißen. Noch bevor wir ihn bitten konnten, uns Recht zu schaffen, hat er uns gerechtgesprochen.

Dieser Gott hatte es sich so viel kosten lassen, dich zu gewinnen. Jetzt dein Vertrauen zu verlieren, wäre für ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Dazu wird er es nicht kommen lassen.

Manche haben es erlebt, dass die Situation besser wurde. Das ihnen Gerechtigkeit widerfuhr. Nach Monaten, Jahrzehnten, oder erst Generationen. Aber Gott hatte es geschenkt, dass sie ihr Vertrauen auf ihn nicht aufgaben, und weiter, Tag für Tag, zu ihm beteten mit all den großen und kleinen Anliegen.

Und er verspricht: Ich komme wieder, und dann wird alles gerichtet. Wenn er dann auf Erden Glauben findet, dann, weil er ihn geschaffen hat.

Bis dahin tun wir, was Gott uns vor die Füße legt, um für eine friedlichere und gerechtere Welt zu sorgen. In Gottesfurcht und in Menschenliebe. Bei uns zu Hause und darüber hinaus. Vor allem aber: Vertrauen wir uns und alle Menschen diesem Gott an, der sich nicht scheut, jeden Menschen zu lieben. Amen